

Das normale Vorgehen nach der Entdeckung eines Goldklumpens im Schlamm des Flusses, den die eingehende Manuskriptflut darstellt, besteht darin, von einem der vier Schreibtische in dem dreißig Quadratmeter großen Büro voller Regale aufzustehen, den Raum zu verlassen und zehn Meter weiter an Violaines Tür zu klopfen. Am Tag der Entdeckung der *Zuckerblumen* war sie allerdings auf Geschäftsreise in London.

»Hallo Violaine, hier ist Marie, ich glaube, ich habe unter den Manuskripten eine Sonne gefunden, bitte sag mir, wie wir vorgehen, da du ja erst in vier Tagen zurückkommst.«

Auf die Nachricht kam mehrere Stunden lang keine Antwort, dann ging eine SMS ein: »Großartig, Marie, ich vertraue dir, aber da ich es nicht sofort lesen kann, gib es doch schnellstmöglich an Béatrice weiter. Halt mich auf dem Laufenden.«

»Bestens, ich lasse es zu Béatrice bringen.«

Béatrice ist die vierte Gutachterin der Manuskriptabteilung. Mit ihren fünfundsiebzig Jahren ist sie die Älteste, und ihr Alter und ihre Wahrnehmung der zeitgenössischen Literatur sind für Violaine wertvolle Pluspunkte. Auch Béatrice ist vier Jahre zuvor mit der Post im Lektorat angekommen, allerdings enthielt ihr Umschlag keinen schweren Paken gebundener Seiten, sondern einen bloßen Brief, in dem sie in gewählten und anrührenden Worten erklärte, dass sie im Schnitt vier Bücher in der Woche lese, über die sie zu ihrem eigenen Vergnügen Gutachten zu erstellen pflege. Wenn der Verlag eine Gutachterin für seine Manuskripte brauche, könne sie sich sehr gerne nützlich machen, da sie schon seit langem frei über ihre Tage verfüge. Sie merkte zudem an, dass sie nur fünf Minuten zu Fuß vom Verlag entfernt wohne. Violaine hatte ihr geantwortet und sie am Ende einer Mittagspause sogar zu Hause besucht.

»Ich schreibe mir den Code des Hauseingangs und die Etage auf«, hatte sie gesagt.

»Es gibt keinen Code, klingeln Sie einfach.«

Als Violaine an der einzigen, namenlosen Gegensprechanlage des Hauses geklingelt und sich angemeldet hatte, war die schwere Tür aufgegangen und hatte sie direkt in den ersten Raum des Hauses eingelassen, geschmückt mit Perserteppichen und Louis-XV-Sesseln, an der Wand ein Bild, das ganz nach einem Canaletto aussah – es sei denn, es war eine Kopie, aber Violaine begann daran zu zweifeln.

»Kommen Sie herauf, Madame Lepage, ich bin im ersten Stock!«

Der so plötzliche Übergang von der Straße in dieses prunkvolle Interieur hatte Violaine etwas aus der Fassung gebracht. Sie hatte den Vorraum durchquert und ein anderes Zimmer betreten, das mit alten Terrakottafliesen ausgelegt war und auf einen

großen, sonnigen Garten hinausging, in dem man eine mit Blumen bewachsene Laube und eine Gartenschaukel erkennen konnte. Violaine hatte nicht geahnt, dass es nur fünf Minuten vom Verlag entfernt einen so unglaublichen Ort geben konnte. Sie ging eine breite Holzterrasse hinauf und erreichte einen großen Salon mit kaschmirbespannten Wänden, in dem raffinierte Nippfiguren aus Glas oder Goldbronze auf Kommoden und Tischchen verteilt standen. Auf einem Sofa saß eine Frau mit kurzen weißen Haaren und dunkler Brille. Ein junger Mann in Bermudashorts und T-Shirt, erstaunlich muskulös und mit Pferdeschwanz, stand neben ihr.

»Kommen Sie näher ... Entschuldigen Sie, ich stehe nicht auf, ich bin nicht gut zu Fuß. Wie nett von Ihnen, bei mir vorbeizukommen«, sagte Béatrice. Violaine drückte ihr die Hand, an der sie einen Diamanten und einen Rubin bemerkte, beide so groß wie ein Spielwürfel, und nahm dann in einem Sessel Platz.

»Marc, mein treuer Marc ...«, stellte Béatrice den jungen Mann vor, der höflich lächelte.

Während sie ein Glas Orangensaft und einen Kaffee tranken, erzählte Béatrice von ihren letzten Lektüren und auch von anderen, weiter zurückliegenden. Sie erinnerte sich sehr gut, wie sie Michel Houellebecqs *Ausweitung der Kampfzone* gelesen hatte, als das Buch 1994 erschienen war, und sich gesagt hatte, dass der Junge es weit bringen würde. Marc reichte Violaine ein paar Gutachten über kürzlich erschienene Romane. Béatrice hatte ohne jeden Zweifel einen synthetischen Geist und verstand es, positive und negative Seiten eines Textes herauszuarbeiten.

»Ich bin durchaus nicht abgeneigt, Ihnen ein paar Manuskripte zukommen zu lassen, dann werden wir sehen, ob wir zusammenarbeiten können. Sollte es dazu kommen, würde ich Ihre Arbeit natürlich angemessen honorieren.«

»Das kommt nicht in Frage«, meinte Béatrice mit einem Achselzucken.

»Doch, natürlich«, beharrte Violaine.

»Ich bitte Sie, mir gehört die ganze Straße ...«, seufzte Béatrice.

»Wie bitte?«

»Ja, es gibt noch ein paar alte Pariser Familien, die das Grundvermögen ihrer Vorfahren über die Jahrhunderte bewahren konnten. Die Straße ist übrigens nicht so lang.«

»Sie meinen, dass alle Häuser in dieser Straße Ihnen gehören?«

»Ja, alle ihre Bewohner sind meine Mieter. Ich habe nie gearbeitet, was es mir erlaubt hat, Tausende von Büchern zu lesen.«

»Sie müssten eine Vertraulichkeitsklausel unterschreiben, ein einfaches Formular, in dem Sie sich verpflichten, den Inhalt der Manuskripte, die durch Ihre Hände gehen, nicht

nach außen zu tragen«, erklärte Violaine und zog besagtes Dokument aus ihrer Tasche, um es Béatrice hinzuhalten. Sogleich griff Marc behutsam danach, legte es auf den Sofatisch und unterschrieb es selbst.

»Verzeihen Sie, aber es ist nicht an Ihnen, das zu unterschreiben, Monsieur ...«

»Marc ist für mich zeichnungsberechtigt ... Oh, Sie haben es wohl nicht bemerkt.

Wie reizend, Sie machen mir damit eine große Freude, Madame Lepage.«

»Was nicht bemerkt?«

»Ich bin blind«, klärte Béatrice sie auf.

Es entstand eine lange Pause.

»Aber ... Wie lesen Sie denn dann?«

»Marc, es ist Marc, der mir vorliest. Vorher war es über zehn Jahre lang Patrick, und vor Patrick war es Fabrice ... Ich habe es immer vorgezogen, mir von Männern vorlesen zu lassen.«

Bevor Violaine wieder ging, bat Béatrice sie um einen Gefallen: Ob sie, auch wenn Marc sie ihr nach Fotos aus dem Internet beschrieben hatte, ihr Gesicht berühren dürfe? Violaine war zu ihr gegangen, hatte die Augen geschlossen und Béatrices warme, trockene Hände über ihre Wangen, ihre Stirn, ihre Backenknochen wandern lassen.

»Sie sind sehr schön«, hatte Béatrice gemurmelt. »Und Sie tragen *Eau de Cologne impériale* von Guerlain.«

»Richtig«, hatte Violaine bestätigt und sich dabei gesagt, dass ihr Beruf doch einzigartig war, voller unerwarteter, geheimnisvoller Begegnungen.

Das Problem ist Ihr Bein. Die Rehabilitation wird langwierig sein, und ich kann Ihnen nicht garantieren, dass Sie die volle Bewegungsfähigkeit wiedererlangen werden. Wahrscheinlich werden Sie Ihr Leben lang einen Stock brauchen.«

»Das Problem ist nicht mein Bein, sondern das da!«, entgegnete Violaine und schlug mit dem Handrücken auf die Bücherbeilage von *Le Monde*, die aufgeschlagen auf ihrem Krankenhausbett lag, wobei sie fast den Infusionsbeutel herunterriss. »Camille Désencres ist in der vorletzten Auswahl für den Prix Goncourt ... Und wir finden ihn nicht! Wir wissen nicht, wo der Autor ist. Was sollen wir nur tun?«, beklagte sie sich bei Stéphane, Murielle und Marie, die vor ihrem Bett standen. Sie wussten alle drei keine Antwort und schauten einander an, bevor sie den Blick auf Édouard richteten, Violaines Mann.

»Du hast gerade neunundzwanzig Tage im Krankenhaus hinter dir, davon achtzehn im Koma. Du musst dich erst mal um dich selbst kümmern«, bemerkte er mit abgespannter Miene.

»Ich glaube, Ihr Mann hat recht«, meinte der Arzt, den diese merkwürdige Patientin, die sich mehr um Literaturpreise sorgte als darum, dass sie für den Rest ihres Lebens hinken würde, aus dem Konzept brachte.

»Ich habe ihm noch mal eine E-Mail geschrieben«, murmelte Marie und schaute sie ängstlich an.

»Und?«

»Nichts ... Wie bei den vorigen: keine Antwort.«

»Vielleicht ist er tot ...«, versuchte es Stéphane.

»Ein Autor stirbt nicht vor Erscheinen seines ersten Buches, so etwas macht nur Stieg Larsson«, erwiderte Violaine. Der Autor von *Millennium*, das zu einem weltweiten Bestseller und zweimal verfilmt werden sollte, war ein paar Monate vor Erscheinen des ersten Bandes plötzlich an einem Herzinfarkt gestorben. Er hatte nicht einmal den Umschlag seines Buches gesehen.

»Wenn er tot wäre, oder sie – denn wir sollten nicht vergessen, dass der Vorname ›Camille‹ uns nicht einmal sagt, ob wir es mit einem Mann oder einer Frau zu tun haben –, dann hätte man ein Grab gefunden, Familien- oder Urlaubsfotos, einen Lebenslauf, aber wir haben nichts! Absolut gar nichts!«

»Und Bernard Pivot beginnt zu glauben, dass wir ihm etwas verheimlichen«, setzte Stéphane hinzu. »Er hat Pascal gewarnt, er wolle keinen neuen Émile-Ajar-Fall.« Damit spielte er auf Romain Gary an, der als einziger Autor zweimal den Goncourt erhielt, indem er *La vie devant soi* unter Pseudonym veröffentlichte.

»Bernard ist witzig, dann wüssten wir wenigstens, wer es ist ...«, meinte Murielle.

»Gut. Ich überlasse Sie Ihren literarischen Diskussionen«, unterbrach der Arzt sie schroff. »Wie ich Ihnen schon sagte, werden Sie morgen Mittag entlassen, bis dahin keine Redaktionssitzung im Zimmer. Ein Krankenhauszimmer ist kein Büro.«

Und er ging hinaus.

»Redaktionssitzung heißt es bei der Presse«, seufzte Violaine. »Insekt ...«

Mit Murielle und Stéphane zu seiner Linken und Marie zur Rechten lief Édouard auf dem langen Flur des Lektorats auf und ab. Einen Moment lang hatte er das Gefühl, einer dieser großen Chefs oder Minister zu sein, immer mit ihren engsten Mitarbeitern im Gefolge, die jederzeit bereit sind, ihre Worte zu notieren oder ihren Ansichten beizupflichten. Aber Édouard schwieg und beobachtete sie aus dem Augenwinkel: Stéphane war nun der Dienstälteste der Manuskriptabteilung, er war schon da, als Édouard Violaine vierzehn Jahre zuvor kennengelernt hatte. Damals hatte er noch all seine feuerroten Haare.

In einem früheren Leben war Stéphane Mathematiklehrer gewesen. Nach seiner Scheidung hatte eine Depression, die er als bloße »Durststrecke« zu bezeichnen pflegte, dazu geführt, dass er sein ganzes Leben in Frage stellte – angefangen bei seinem Interesse für die Mathematik. Sich in Romane zu flüchten – was er seit seiner Jugend tat –, war ihm in all den Jahren als die einzige Tätigkeit geblieben, bei der er etwas Glück verspürte. Er schrieb einen Essay mit dem Titel *Literarische Fluchten*, den der Verlag veröffentlichte. Das Buch war ein unerwarteter Erfolg: Bernard Pivot lobte es im *Journal du Dimanche* über den grünen Klee und empfahl in jenem Winter, ein Exemplar davon unter jeden Weihnachtsbaum zu legen. Dieser Rat wurde über alle Hoffnungen hinaus befolgt. Dann wurde der Titel mit Pauken und Trompeten in die Empfehlungsliste des Bildungsministeriums aufgenommen. Es wurde von allen Bibliotheken Frankreichs angeschafft, in den Lehrplan der 10. Klasse aufgenommen, und der Verlag druckte auch nach einer Million verkauften Exemplaren regelmäßig weiter nach. Wenn man ihn fragte, ob er einen neuen Text in Arbeit habe, antwortete Stéphane, er habe alles gesagt. Er habe keine andere Idee für einen Essay und noch weniger für einen Roman. Er wolle einfach nur lesen. Da bot man ihm an, ihn in der Manuskriptabteilung anzustellen, was er begeistert annahm. Er war inzwischen dreiundfünfzig Jahre alt und bezog weiterhin einen Teil seiner Einkünfte aus den Rechten am Verkauf seiner *Literarischen Fluchten* und deren siebenunddreißig Übersetzungen auf der ganzen Welt.